

## Hintergrund & Debatte

# Unerwünschter Stoff

Zig Millionen alte Klamotten exportiert der Westen jedes Jahr nach Afrika. Eine ständige Einmischung, ein gutes Geschäft - und ein grosses Problem. In Ruanda ist bald Schluss damit. *Eine Reportage von Bernd Dörries, Kigali*

Habumgugisha Claude hat einen lilafarbenen Blazer im Angebot, eigentlich für Frauen, aber man könnte ihn sich auch als Mann einmal genauer anschauen, jetzt, da man schon mal hier ist. «Guter Preis», sagt Claude, ein kleiner, drahtiger Mann; er hält den Blazer in die Luft und nennt eine Summe in ruandischen Franc mit vielen Nullen, umgerechnet neun Schweizer Franken. «Vielleicht für die Frau zu Hause», sagt er und lächelt. Um ihn herum im Markt von Kigali hat sich eine Menge versammelt, viele Verkäufer, die wenige Kunden haben, aber dafür viel Zeit, um zu schauen, ob wenigstens ein Kollege etwas verkauft. «Die Zeiten sind schwer, die Ware wird immer weniger, die Kunden auch», sagt Claude. «Und ich verstehe immer noch nicht, warum.»

Dreissig Jahre ist er alt, acht davon steht er jetzt schon an diesem kleinen Altkleiderstand, der sein Traum war, ein paar Bretter und ein Spiegel, darauf ein Dutzend Hosen und einige Obertheile. «Meine Leidenschaft», sagt Habumgugisha Claude. Er hat sich auf Damenkleidung spezialisiert, weil Damen mehr Kleider kaufen als Herren. Aber auch die Frauen bleiben weg, seit die Regierung von Ruanda die Importzölle auf Altkleider immer weiter erhöht und angekündigt hat, Secondhand-Importe ab 2019 ganz zu verbieten. Es ist ein unerhörter Vorgang, ein afrikanischer Staat sagt dem Westen: Wir wollen eure Spenden nicht mehr. Wir wollen unsere Kleider tragen, aus unseren Fabriken. Es geht um Stolz und auch um Geld. Es geht um die Frage, wie sich Afrika entwickeln kann und nach wessen Regeln.

Für viele Menschen in Europa ist der Gang zum Altkleidercontainer eine gute Tat. Für die Regierung in Ruanda in Ostafrika sieht die Sache anders aus. «Für uns hat es höchste Priorität, unsere eigenen Produkte herzustellen», sagt Staatspräsident Paul Kagame. Drei Viertel aller verkauften Kleider in Ruanda sind gebrauchte Importe, es sind Importe, die viel billiger sind, als es in Ruanda neu hergestellte Ware jemals sein könnte. Nur ohne Einführen, sagt Kagame, hat die eigene Industrie eine Chance. Mit der Textilindustrie begann einst der Aufstieg Europas und auch Asiens. Jetzt soll er in Afrika gelingen. Zwei Textilfabriken gibt es bisher in Ruanda, die eine hat vor allem Polizeiformen im Angebot. Dutzende Fabriken sollen es bald werden.

### Wie ein Schweizer Dorf

Es klingt nach einem guten Plan für ein Land, in dem vor 24 Jahren, im Sommer 1994, noch Hunderttausenden Tutsi von der Hutu-Mehrheit mit Macheten die Glieder und Köpfe abgehakt wurden: ein Völkermord von nur rund 100 Tagen. Wenn man heute durch Kigali fährt, sieht man Frauen in den Parks und an den neuen Strassen, die mit kleinen Macheten Büsche und Bäume stützen. Nirgends entspricht der Kontinent so wenig dem Bild, das man im Westen von ihm hat. Ruanda ist ein bisschen so, als wäre ein Schweizer Dorf in Afrika gelandet. Ordentlich, fleissig, alle haben zu tun, die Wirtschaft wächst seit Jahrzehnten mit acht Prozent oder mehr, vom Flughafen Kigali hebt die nationale Fluggesellschaft Rwandair mit neusten Maschinen ab. Kigali ist eine Stadt ohne Slums, weil Staatschef Kagame sie einfach verboten hat. Genauso wie er Plastiktüten verboten hat, barfuss zu laufen und aus dem Strohalm zu trinken. Und nun hat Kagame eben den Import von Altkleidern verboten. Es ist eine Frage des Stolzes.

Afrika ist ein Kontinent, in dem vieles von dem landet, was Europa nicht mehr braucht. Es fahren Busse herum, die noch die Aufschriften von Metzgerbetrieben aus dem deutschsprachigen Raum haben. Auf den Märkten werden Kopfschmerztabletten aus Italien verkauft, die ihr Haltbarkeitsdatum überschritten haben. In Accra türmt sich der gigantische Elektroschrott Europas, im Kongo fliegen die alten russischen Flugzeuge. Und in jedem Land kaufen die meisten Bürger die abgelegte Kleidung des Westens. Wie arme Verwandte.

Andererseits kaufen viele Afrikaner aber auch gerne Secondhand-Kleidung, sie ist günstig, vielfältig und ein gutes Geschäft. Meterhoch türmen sich die Stapel mit T-Shirts in der Markthalle von Kigali. Hin und wieder läuft die Polizei durch die Gänge und kontrolliert, ob alle Händler auch die neuen Steuern zahlen. Als die Regierung die Einfuhrzölle 2016 auf etwa 2.30 Franken pro Kilogramm verzehnfachte, brachen die Importe von monatlich 2,5 Millionen Kilogramm auf 28 000 Kilo ein. Nächstes Jahr soll ganz Schluss sein mit dem Handel. «Ich hoffe, die Regierung ändert ihre Pläne noch ein-



Afrika ist ein Kontinent, in dem vieles von dem landet, was Europa nicht mehr braucht: Altkleidermarkt im ruandischen Kigali. Foto: «The Washington Post», Getty Images

mal», sagt Kleiderhändler Claude. «Ich weiss nicht, was ich sonst machen kann.» Zehntausende leben so wie er in Ruanda, der Handel mit Altkleidern erfordert wenig Kapital und Vorwissen, es ist eine Chance, der Armut zu entkommen.

Seine Waren kauft Habumgugisha Claude beim Grosshändler, wo sie in grossen Bündeln ankommen, er achtet auf die Farben, auf die Grössen. Was wird aus uns?, fragen sich nun Zehntausende Kleiderhändler im ganzen Land, fragen sich die Schneider, die hinter ihren Maschinen sitzen und passend machen, was noch nicht passt: Von 2019 an sollen

## Die alte Kleidung ist keine milde Gabe, sie ist ein Geschäft.

ihre Berufe illegal sein, der Handel mit den gebrauchten Kleidern unter Strafe stehen, als ob es sich um Drogen handelte.

Schon vor zwanzig Jahren, kurz nach dem grossen Morden, hat die Regierung die «Vision 2020» entworfen. Auf 31 Seiten wurde damals ein neues Ruanda skizziert: die Transformation des armen Agrarstaates in ein modernes Land. Aus Bauern sollen Arbeiter, aus Studenten die Mittelschicht werden. Und aus Altkleidermärkten: eine eigene Textilindustrie. Keine ganz neue Idee. Als Tansania im Jahr 1961 unabhängig wurde, verbot die neue Regierung auch schon die Importe von Altkleidern, obwohl es damals im Westen kaum Altkleidercontainer gab und nicht den massiven Überfluss von heute. Tansania wagte damals eine Mischung aus Sozialismus und Selbstversorgung, es baute Textilfabriken, die die bunten Stoffe Ostafrikas webten, was funktionierte, solange es keine Konkurrenz aus dem Ausland gab. In den Neunzigerjahren öffnete Afrika dann seine Märkte, weil der Internationale Währungsfonds Druck machte. Chinesische Polyesterhemden und Altkleider fluteten den Kontinent, Hunderttausende Jobs gingen verloren.

Nun versucht Ruanda die Wende. Singapur und China sind die grossen Vorbilder, Länder, die als Billigwerkbänke des Westens angefangen haben, nun aber selbst wohlhabend geworden sind, zu teuer für die Billigproduktion. In China verdient ein einfacher Arbeiter in einer Textilfabrik heute

knapp 600 Franken im Monat, in Afrika ein Bruchteil davon. Eine Chance für den Kontinent. Länder wie Äthiopien locken schon seit Jahren die grossen Hersteller an, H & M und Tchibo lassen dort produzieren, Zehntausende Jobs entstehen.

«Wir sollen das Beispiel sein, dass es funktioniert», sagt Malou T. Jontilano. Sie steht in einer grossen Halle voller Nähmaschinen auf einem Hügel über Kigali. Die Regierung hat hier einen riesigen Gewerbepark eingerichtet. Innerhalb eines Tages, so das Versprechen der Behörden, bekommen die Investoren alle notwendigen Genehmigungen. «Die Regierung ist sehr gut zu uns, alles funktioniert», sagt Jontilano. Sie ist Ende vierzig, eine zähe Frau aus den Philippinen, seit fast drei Jahrzehnten ist sie unterwegs, als eine Art Söldnerin der Textilindustrie, die dort Fabriken aufbaut, wo es gerade am billigsten ist. Sie war in China, Ägypten, Bangladesh, Kambodscha, Äthiopien, Kenia und Madagaskar, in insgesamt 24 Ländern, es ist ein grosser Wanderzirkus. Vor vier Jahren hat sich ihre chinesische Firma C & H hier in Ruanda niedergelassen, sie haben eine Halle gebaut, ein paar Maschinen hingestellt und die Arbeiter trainiert, ein paar Monate später wurden die ersten Waren in die ganze Welt verschickt, Hosen nach Amerika, Jacken nach Europa. Für viele sind die westlichen Discounter ein Feindbild, ein Symbol dafür, was schief läuft im globalen Kapitalismus, der Wegwerfkleidung zu Dumpingpreisen produziert. Der immer dort hinzieht, wo es kaum Arbeitnehmerrechte gibt, und dann schnell die Zelte abbaut, sobald gerechte Löhne gezahlt werden müssen. Es ist Kleidung, die nach Unrecht riecht.

Es gibt aber auch die afrikanische Perspektive. Eine Näherin verdient nach Angaben von C & H 80 Franken im Monat plus Essen und Transport. Viel Geld in einem armen Land, das aus Sicht der Regierung eben irgendwo anfangen muss. Sie sagt letztlich: Europa ist auch mit Manchester-Kapitalismus gross geworden. Und nicht mit dem Bioladen. «Im Textilbereich können sie schnell viele Arbeitsplätze schaffen», sagt Malou T. Jontilano, «auch wenn viel automatisiert wird, ist es eine arbeitsintensive Branche. Wenn wir hier in Ruanda funktionieren, werden auch andere kommen.» Die ersten Jahre sind sehr gut gelaufen, die erste Fabrik von C & H hat 400 Angestellte, die zweite, in der sie gerade steht, schon 1000 und die dritte, die bald fertig wird, noch einmal 1500. Es sei eigentlich ganz einfach, sagt die

Managerin: Die Qualität müsse stimmen, der Preis und die Lieferzeiten. Es gibt keine Loyalität zu einem Land oder einer Gesellschaft. Es ist eine Industrie der Tagelöhner, wer nicht spurt, fliegt raus und braucht am nächsten Tag nicht mehr kommen. An den Toren vor der Fabrik in Kigali sitzen die Leute auf dem Trottoir, es gibt immer jemanden, der den anderen ersetzen kann.

### Die Drohung aus den USA

Sorgen machen Jontilano allerdings das geplante Verbot der Secondhand-Kleidung und der drohende Handelskrieg mit den USA. In den USA sitzt die Secondary Materials and Recycled Textiles Association, eine Lobbygruppe, deren Mitglieder gut verdienen mit dem Export von Secondhand-Kleidung, auf etwa 115 Millionen Franken wird der Umsatz der USA und Europas mit Ruanda geschätzt. Die Kleidung, die im Altkleidercontainer landet, ist keine milde Gabe, sie ist ein Geschäft wie jedes andere. Textilhändler lassen die Kleider in Osteuropa zu Billiglöhnen sortieren und verschiffen sie dann nach Asien und Afrika, für die Tonne bekommen sie bis zu 450 Franken.

Etwa 40 000 Arbeitsplätze sieht die Secondary Materials and Recycled Textiles Association bedroht, wenn aus den USA keine Kleidung mehr in die Länder der East African Community exportiert werden dürfen, eines Staatenverbunds in Ostafrika. Dessen Mitglieder beschlossen 2016 gemeinsam, die Importe von Altkleidern bis 2019 zu verbieten - und selbst in die Textilindustrie zu investieren, ein Milliardenmarkt könnte entstehen, prognostizierten Unternehmensberatungen. Es klang wie eine gute Sache.

In Washington aber nahmen die Lobbyisten der Secondary Materials and Recycled Textiles Association ihre Arbeit auf, der Druck auf die afrikanischen Staaten wuchs, ein Land nach dem anderen fiel um, Kenia, Uganda und Tansania, alle knickten unter den Drohungen der USA ein. Nur Ruanda bleibt bisher standhaft. Beim Weltwirtschaftsgipfel in Davos im Januar klopfte US-Präsident Donald Trump seinem Kollegen Kagame auf die Schulter und nannte ihn «einen Freund», ein paar Wochen später drohte der US-Präsident dann mit Sanktionen. Ein Schlag für die ruandischen Exporte. In Ruanda tut man bisher unbeeindruckt. «Wir müssen wachsen und unsere eigenen Industrien schaffen», sagt Präsident Kagame.